Rudi Eichhorn, Bebra (Herausgeber)

Sagen und Erzählungen aus dem ehemaligen Kreis Rotenburg und seinen Grenzgebieten

Als Fortsetzung der „Sagen und Erzählungen aus dem Kreis Rotenburg . . ." im Band 2 (1980) S. 51 ff. werden in dieser Ausgabe solche Sagen und Erzählungen veröffentlicht, die in engster Beziehung zu einem Ort/Dorf stehen.

Es gibt im Hessenland viele sonderbare Steine, die meist an Straßen stehen. Auch im Kreise Rotenburg sind einige zu finden. Sie werden mit Mordgeschichten oder nächtlichem Spuk in Verbindung gebracht. Man nennt sie gewöhnlich „Mordsteine". Der Volksmund hat sich von dem Stein, mit dem er nichts anzufangen weiß, seine Geschichten gemacht. Immer findet ein Kampf statt und meistens töten sich die Gegner gegenseitig.

Diese Steine sind sehr alt, und in den Geschichten, die von ihnen erzählt werden, steckt ein Rest vorchristlichen Glaubens. Überall haben wir in solchen Sagen einen blutigen Kampf und den jähen Tod der beiden Kämpfer vor uns. Sollte hier nicht der ewige Kampf zwischen Sonne, Licht und Wärme mit Dunkel, Finsternis und Frost zum Ausdruck kommen, der uralte germanische Jahresmythos von Sommer und Winter? Sollte hier nicht in Form eines menschlichen Erlebnisses ein Naturvorgang wiedergegeben werden? Sommer und Winter ringen um die Erdgöttin. Daraus erklärt sich auch die geheimnisvolle Heiligkeit, welche die Steine heute noch umgibt. Wehe dem, der ein Steinkreuz versetzte! Das Unglück verfolgte ihn, bis er es wieder an den alten Platz gebracht hatte.

In vielen Gemeinden herrscht der Aberglaube, daß sich die Gewalt der Wetter am Kreuzstein breche, daß Gewitter sich teilen oder irgend jemand hier vom herniederfahrenden Blitzstrahl erschlagen sei. Deshalb lesen wir immer bei solchen Geschichten von Donner und Blitz und Sturm. Man bringt die Steine in Verbindung mit dem Wettergott Donar, dessen Hammerzeichen man auf den Steinen wiedererkennen will.

Auch Segen und Heilung soll vom Kreuzstein ausgehen. Vom Steinkreuz hängt alter Volksweisheit nach das Gedeihen des Ackers ab.

Das Steinkreuz bei Breitau

Auf dem Wege zwischen Breitau und Ulfen steht bei der sogenannten Kratzhecke ein flechtenumwucherter, kreuzförmig zugehauener Stein, der auf seiner Vorderseite eine herausgemeißelte Axt zeigt. Die Tiere des Waldes wechseln hier oft zu nächtlicher Stunde und erscheinen einsamen Wanderern als gespenstische Wesen. Abergläubische und schreckhafte Leute glauben deshalb, es ginge hier um. Der Stein am Wege ist der Schlußstein einer blutigen Dorfgeschichte, die sich vor vielen Jahren im Ulfetal zutrug.

Durch das schmale Wiesental der Ulfe führt die sächsische Nebenstraße, auch Nürnberger Straße genannt. Hügelauf, hügelab windet sie sich auf der einen Bergseite, deren Gestein den Ringgau verrät, durch Breitau und Ulfen hinauf über die Wasserscheide ins Tal der Werra bei Gerstungen. Ein gewundener Streifen, von schattenkühlen Erlen und Weiden begleitet, läuft unten in der Mitte der Talmulde neben der Straße her.

Vor hundert und mehr Jahren, ehe der Dampfwagen an Hoheneiche und Sontra vorbei nach Bebra rollte, war es auf dieser Straße nicht so einsam wie heute. Da herrschte auf ihr ein ähnlicher Verkehr wie auf der Straße durch den Süllingswald. Da knarrten die großen und kleinen Lastwagen der Händler und Kaufleute, knallten die Peitschen der Fuhrleute, klangen die lustigen Weisen des Postillions, da lagen Breitau und Ulfen nicht in einer vergessenen Ecke, sondern waren wichtige Stationen im Völkerverkehr. Das verrät noch heute ihre Größe.

Um nun die schweren Wagen über die steilen Bergköpfe hinwegzubringen, mußten die Bauern von Breitau und Ulfen immer vorspannen. Sie verdienten sich nebenher die paar Groschen recht gern; denn der kärgliche Kalkboden ihrer Äcker warf sehr wenig ab. Zu Ende des 18. Jahrhunderts lag das Geschäft des Vorspannens in Breitau in den Händen einer Familie Bodenstein, die zu diesem Zwecke 25 Pferde im Stall stehen hatte. Der Bauer, welcher in Ulfen immer vorspannte, hieß ebenfalls Bodenstein. Es ist weiter nicht verwunderlich, wenn sich zwischen beiden Familien im Laufe der Zeit eine Art Geschäftsneid herausbildete. Aber Neid ist Eiter in den Beinen, und es blieb zuletzt nicht nur dabei, daß einer den andern scheel ansah, wenn er ihm Geschäfte wegnahm und den Verdienst zu kleinern versuchte. Das Feuer des Hasses und des Zwistes lief wie ein im Frühjahr durchs winterdürre Gras lichterloh brennendes Feuer durch Breitau und Ulfen.

In Breitau spielten die Musikanten zur Kirmes auf. Man tanzte, sang und war fröhlich. Aber der Hader schlief unter der Asche und fing an zu glühen, als die Ulfener Burschen und Mädchen als Kirmesgäste erschienen. Bodensteins Ältester hatte seinen Kirmesschatz, die Martliese, mitgebracht. Das war aber gerade die, auf welche auch der Älteste der Breitauer Bodensteinschen Familie ein Auge geworfen hatte. Zu dem Feuer des Hasses kam nun noch das Feuer der Nebenbuhlerschaft. Als man nun dem Schnaps und Bier tüchtig zugesprochen hatte, gerieten die Nebenbuhler hart aneinander, was zu einer wüsten Schlägerei zwischen Breitau und Ulfen ausartete, welche beide Dörfer aufrührte, als rühre man in einem Hexenkessel. Wo immer Breitauer und Ulfener Burschen sich nun treffen mochten, da gingen sie nicht auseinander ohne sich die Köpfe blutig geschlagen zu haben. Der nachbarliche Frieden war und blieb durch dieses gehässige Treiben vergiftet, und das lag wie eine wuchtende Last auf beiden Gemeinden.

Die Zeit des Holzholens war gekommen; Breitauer und Ulfener rüsteten die Wagen zur Fahrt in den Holzwald. Hitze und Fliegen zwangen zur Waldfahrt bei nächtlicher Kühle. Eines Nachts trieb ein aufkommendes Unwetter zu eiliger Rückkehr. Der Wald erhob sein erstes Rauschen, die schwanken Zweige und Ruten der Pappeln an der schmalen Landstraße peitschte der Wind in zischend pfeifendem Rauschen, und dumpfes Donnergrollen erschütterte das Tal, als wetterte es dumpfe Flüche über die Menschheit ohne Liebe und Versöhnung.

Zwei Fuhrwerke rasen in hastiger Eile auf der Landstraße dahin, um vor Ausbrechen des schweren Unwetters unter schützendem Dache zu sein. Die Pferde stocken beim Kreuzen. Große Vorsicht ist beim Ausweichen notwendig, denn links hindern sie die großen Kalkwände und rechts droht der Abhang zur Ulfe. Da erhellt ein Blitzstrahl den dunklen Weg. Die beiden Fuhrleute haben sich erkannt: Jeder hat seinem Todfeinde ins Angesicht ge-

schaut. Ein Ausweichen? Nimmermehr! Prasselnd sausen die Peitschenhiebe auf die Pferde und hart rennen beide Fuhrwerke aufeinander. Die Pferde scheuen, bäumen sich, schlagen aus. Beide Wagen hängen fest. Derbe Flüche und Schimpfworte verschlingt der Sturm. Im Nu sind beide Fuhrleute abgesprungen und gehen mit der langen Holzaxt aufeinander los. Wild schwingen sie die gefährliche Waffe in ihren Händen. Keiner denkt an Deckung. Wieder durchzuckt ein Blitz die Nacht. Im grellen Aufleuchten sehe sich beide Todfeinde dicht gegenüber, sausen die scharfen Äxte durch die Luft, und jeder von beiden sinkt durch den Axtschlag des andern mit zertrümmertem Schädel zu Boden. Mit Donnern und Krachen fegt das Unwetter vorüber, und die aufsteigende Morgenröte leuchtet mit ihrem fahlen Schein auf das blutige Ende eines Dorfdramas.

Am anderen Morgen fand man die Leichen neben ihren Fuhrwerken. Was bedurfte es noch einer weiteren Aufklärung? In Breitau und Ulfen kannte man die Ursache und ahnte man den Verlauf des nächtlichen Streites, der zwei junge Menschen aus dem Haß in den Tod getrieben hatte. Der Pfarrer versagte ein christliches Begräbnis. Deshalb begrub man sie an der Stelle ihrer Tat. Über dem Grabe ihrer Kinder reichten sich die schwergeprüften Väter die Hand zur Versöhnung, und wenn sich im Frieden des Abends die Mütter an der Stelle trafen, die das Blut ihrer Söhne getrunken hatte, dann schmolz der Haß unter der Flut ihrer Tränen und der Macht des gemeinsamen Schicksals. Im Tode ruhten ihre Kinder friedlich zusammen; darum setzten beide Familien ihnen jenen Stein zum Andenken, der auch jedem Vorübergehenden eine ernste Mahnung sein sollte.

Die Leute von Breitau und Ulfen aber gingen nun mit einem Gefühl der Erlösung ihres Weges. Denn beide Dörfer waren von einem Fluche erlöst und hatten wieder Ruhe und Frieden gefunden.

Der seltsame Grabstein in Asmushausen

Abgedruckt in Band 2 (1980), S. 33

Das Wappen derer von Trott zu Solz

Die von Trott zu Solz haben in ihrem Wappen eine Elster, welche einen Ring im Schnabel hält[1]. Die Sage führt es auf folgendes Vorkommnis zurück:

Eines Tages war einer Frau von Trott von ihren Schmucksachen ein Ring abhanden gekommen, von dem sie genau wußte, daß sie ihn beim Umziehen mit anderen Wertgegenständen auf das Brett eines geöffneten Fensters gelegt hatte. Das Zimmer, das Haus wurden auf den Kopf gestellt, die Dienerschaft einem strengen Verhör unterzogen, aber ohne Erfolg, der Ring war und blieb verschwunden.

Nicht lange danach sickerte ein Gerücht durch, daß ein Diener, welcher sich keiner großen Beliebtheit erfreute, ihn gestohlen haben sollte, ohne jedoch einen Anhalt für diese Verdächtigung zu haben. Das Gerücht kam auch zu Ohren des Herrn von Trott, welcher, da er auch gleichzeitig Richter war, den betreffenden Diener einem Verhör unterzog. Da dieser aber die Verdächtigungen entrüstet von sich wies, sein Herr jedoch in dem Glauben war, einen hartnäckigen Lügner vor sich zu haben, so wurden, wie es damals üblich war, die Folterwerkzeuge herbeigeschafft und unter deren Qualen dem Diener das Geständnis abgepreßt, daß er den Ring gestohlen habe. Herbeischaffen konnte er ihn jedoch nicht. Er wurde deshalb zum Tode am Galgen verurteilt, vorher aber zur Warnung an den Pranger gestellt.

Vor dem Herrenhause standen damals, genau so wie heute, große, uralte Bäume, in deren Geäst Elstern ihre Niststätten hatten. Als einst einer dieser Bäume gefällt wurde, fand man in einem Nest den damals verloren gegangenen Ring, und damit wurde der traurige Beweis erbracht, daß man den verdächtigten Diener unschuldig verurteilt hatte. Diese Tatsache hinterließ einen solch starken Eindruck, daß der damalige Herr von Trott sich eine Elster mit einem Ring im Schnabel als Wappen erkor als steten Mahner, allzeit gerechte Richter zu sein und weder auf Verdächtigungen durch Menschen, noch auf herausgepreßte Geständnisse in der Folterkammer zu hören.

Die Hand an der alten Friedhofstür zu Solz

Zwischen der Kirche zu Solz und dem von Trottschen Herrenhaus befand sich vor nunmehr 200 Jahren der alte Solzer Friedhof. Er war von einer Mauer umgeben, welche außer den oben genannten Gebäuden auch noch einen Gutshof mit umschloß. Diese Mauer ist heute noch vorhanden. Einige Öffnungen früherer Zeiten sind nur zugemauert, darunter auch die Tür zu dem alten Friedhof, die sich an der Nordseite befand. Die Türpfosten waren aus Sandsteinquadern und sind noch als solche zu erkennen. In einem dieser Sandsteine befindet sich ein Mal, welches einem großen Handabdruck ähnlich sieht. Darüber weiß die Sage folgendes zu berichten:

An einem Winterabend kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege war im alten Steigerhause Bodenthal, das etwa 1 Kilometer seitwärts von Solz liegt, Spinnstube. Mädchen und Burschen lauschten den Erzählungen des alten Steigers, der viel Wunderbares aus der dunklen Tiefe des Richelsdörfer Gebirges zu erzählen wußte. Daneben wurde gesungen, gelacht und getanzt. Alle waren vergnügt und lustig; nur ein Mädchen schien an der allgemeinen Fröhlichkeit keinen Gefallen zu finden. Die Annlies aus dem Hof lachte wohl mit, aber man konnte es ihr anmerken, daß ihr Lachen nicht aus dem Herzen kam. Ihre Freundinnen fragten sie nach dem Grunde ihres Kummers. Sie wich aber aus und erklärte erst auf wiederholtes Drängen: „Ihr könnt schon lustig und fröhlich sein; denn eure Liebsten sind alle gesund und wohlbehalten aus dem Kriege zurückgekehrt. Aber ich? Nur einer ganz allein fand noch nicht den Weg nach Solz zurück. Mein Schatz ließ mich bis jetzt ohne jede Nachricht, trotzdem der Krieg schon lange zu Ende ist. Wer weiß, ob er noch am Leben ist. In fremder Erde wird er irgendwo begraben liegen. Da kann ich nicht mit euch froh sein, so gerne ichs auch wäre." —

An dem Abend wollte nun so recht keine Fröhlichkeit mehr aufkommen. „Mir wars, als ob eben jemand ans Fenster geklopft hätte", unterbrach ein Bursch die Unterhaltung, und als ein anderer zum Fenster hinausschaute, gewahrte er einen Reitersmann mit seinem Schimmel, der ihn fragte, ob nicht bei Ihnen in der Stube ein Mädchen mit Namen Annlies sei. Aber schon hatte dieses die Stimme ihres Liebsten erkannt, war zur Tür hinausgesprungen und lag draußen in den Armen ihres Geliebten, den sie schon längst begraben glaubte. „Annlies, da bin ich wieder", sagte er, „eben bin ich zurückgekommen. Komm mit nach Solz. Morgen soll die Hochzeit sein." Er hob sie auf sein Pferd, schwang sich dann selbst in den Sattel, gab seinem Pferde die Sporen, und im wilden Galopp gings den Bergesabhang hinauf auf Solz zu.

Erst oben auf der Stempelhöhe ließ er das Pferd in ruhigen Schritt fallen. Der Mond kam gerade hinter den Wolken hervor und erfüllte die Gegend mit Nebelglanz, ließ auch das bleiche Gesicht des Reiters erkennen, der sich gerade umdrehte, um Annlies etwas zu sagen. Der Schreck lähmte ihr alle Glieder. Unterm Helm des Reiters, der da vor ihr saß, kein Haar, keine Haut, alles Knochen, der ganze Reiter ein Gerippe! Ein Schauder erfaßte sie. Abspringen wollte sie; doch er hielt sie fest. In wildem Jagen ging es nun weiter auf Solz zu, der Friedhofsmauer entlang, durch die Tür hindurch mitten auf den Friedhof. Annlies sah ein offenes Grab. Schon setzte das Pferd zum Sprung ins Grab an, da gelang es ihr, sich im letzten Augenblick loszumachen, abzuspringen und dem Ausgange zuzueilen. Der Reiter eilte ihr nach, griff nach ihr. Da schlug die Uhr die Geisterstunde — und er mußte sie lassen, durfte nicht folgen. Seine kalte Knochenhand griff nur den Mauerstein. Annlies war draußen.

Am anderen Morgen fand man sie im Schnee vor dem Pfarrhaus. Da war sie ohnmächtig zusammengebrochen und — — erfroren. Den Händeabdruck der Knochenhand aber sieht man noch heute in dem Sandsteinpfosten der ehemaligen Friedhofstür. (Diese Sage bildet die Grundlage für die Ballade „Lenore" von Gottfried August Bürger (1748—1794), der im Jahre 1772 in Solz zu Besuch weilte.)

Die Sage vom Goldbach

In der Bebraer Feldflur führt eine breite Schlucht den Namen Goldbach[2]. Früher soll sie anders geheißen haben. Wie sie zu diesem Namen gekommen ist, erzählt uns folgende Geschichte.

Vor vielen, vielen Jahren ackerte hier ein Bauer. Traurig schritt er hinter dem Pfluge her. Unglück über Unglück hatte ihn getroffen. Dazu war seine Frau schon seit Wochen krank. Unverschuldet war er immer tiefer in Not und Elend geraten, und kein Mensch mochte ihm helfen. Morgen wollte der Gerichtsvollzieher von Rotenburg kommen und ihm Haus und Hof, und was er sonst noch hatte, verkaufen, weil er seine Schulden nicht bezahlen konnte. Soll man da nicht traurig sein?

Als er mit dem Ackern fertig war, setzte er sich auf den Ackerrain, stützte seinen Kopf in seine Hände, seufzte und starrte vor sich hin. Was blieb ihm nun noch übrig? Haus und Hof mußte er jetzt verlassen und in die Fremde ziehen und wo anders versuchen, sein Brot zu verdienen. Wie er so vor sich hinstarrte, hörte er plötzlich ein Kichern im Heidekraut. Er schaute genauer hin und sah ein winziges, buckliges, altes Männlein mit einem langen, weißen Barte vor sich stehen, wohl kaum eine Spanne lang, das hatte seine Mütze abgezogen, schaute ihn freundlich an und sagte: „Bauer, ich weiß, warum ihr so traurig seid, ich weiß auch, daß ihr an eurer Not keine Schuld habt. Ihr habt euch geschunden von früh bis spät, aber es hat nichts genutzt. Ich habe Mitleid mit euch. Ich will euch helfen! Kommt mit!"

Damit sprang es flink durch die Heidekrautstengel hinab in den Grund der Schlucht. Der Bauer wußte nicht recht, sollte er mitgehen oder nicht. Das kleine Männlein aber winkte ihm, er solle doch kommen. Da folgte er ihm. Es führte ihn hinter ein dichtes Dornengestrüpp. Dort stand eine Schlüsselblume ganz allein und blühte. Die pflückte es ab, zeigte sie dem Bauer und kicherte dabei, hielt sie dann an den Erdboden, als wenn es damit

eine Tür aufschließen wollte. Und siehe da! Silberhell und klar quoll ein Brünnlein aus dem Berg. Der Bauer war ganz erstaunt. Das Männlein aber sprach: „Höre, Bauer, was ich dir jetzt sage: Das Wasser, welches hier hervorquillt, ist Wunderwasser. Es heilt alle Gebrechen, bewahrt vor Seuchen und Krankheit und bringt Segen ins Haus. Mit dieser Schlüsselblume kannst du den Born auf- und zuschließen." Dabei zeigte es ihm, wie man es machte. Drehte es rechts herum, dann hörte es auf zu fließen, drehte es links herum, dann sprudelte es lustig wieder hervor. Dann fuhr es fort: „Einmal in der Woche, am Sonntag früh vor Sonnenaufgang, hole dir ein Krüglein davon, trinke, gib auch deiner Frau und deinen Kindern ein Schlücklein, tu auch deinem Vieh etwas ins Saufen. Du wirst schon bald merken, was das Wasser vermag. Den Schlüssel dazu hebe gut auf und verliere ihn nicht. Und hier hast du ein Säcklein blanker Taler. Es sind ihrer soviele, daß du davon deine Schulden bezahlen und Haus und Hof behalten kannst. Dafür aber sollst du alljährlich am Johannistage meiner gedenken, sollst hierher an diese Stelle kommen und mir einen Wecken, den mir deine Frau gebacken, und einen Taler auf den Grenzstein von deinem Acker legen. Wenn du es aber vergissest oder irgend jemand etwas davon sagst, dann verliert die Blume ihre Wunderkraft, und das Brünnlein hört auf zu fließen. Es liegt also alles in deiner Hand. Merke dir das alles fein und vergiß mich nicht."

Es gab ihm die Schlüsselblume und das Säckchen, zog sein Mützchen und — fort war es, im Heidekraut verschwunden.

Der Bauer stand zunächst vor Staunen starr und steif. Er drehte das Säcklein in den Händen hin und her, betrachtete sich die Wunderblume, probierte — richtig, es ging alles so, wie es das Männlein ihm vorgemacht hatte. Neuer Mut zog in sein Herz. Er ging zu seinen Pferden, holte sein Wasserkrüglein, füllte es am Born, schloß ihn wieder zu und zog nun frohgemut mit seinen Schätzen nach Hause, die er sorgsam verwahrte.

Nach zwei Tagen war die Frau wieder gesund, die Kinder bekamen rote Backen, das Vieh gedieh, es war eine Pracht. Bald waren auch alle Schulden getilgt, und Wohnhaus und Ställe konnten erneuert werden. Ein hübscher Sparpfennig blieb auch zurück. In kurzer Zeit hatten Trauer und Not Glück und Wohlstand Platz gemacht.

Die anderen Bauern aber standen vor einem Rätsel. Es war ihnen wie ein Wunder, daß alles so schnell anders geworden war, und daß aus dem Hofe, der gestern noch verkauft werden sollte, heute ein ansehnlicher Besitz geworden war, der sich weit und breit sehen lassen konnte. Der Bauer schaffte zwar wie früher von morgens bis abends. Aber es war und blieb ihnen doch ein Rätsel. Sie fragten wohl auch den Bauern, wie das käme. Der aber verriet nichts, lachte und sagte wie im Scherz, er habe ein Goldbächlein entdeckt. Jeden Sonntag früh ging er hin zu seinem heimlichen Goldbrünnlein, holte sich sein Krüglein Wunderwasser, brachte auch stets pünktlich seinen Wecken und seinen Taler am Johannistage an die bestimmte Stelle. Das Männlein sah er nie, aber beides ward innerhalb kurzer Zeit wie von unsichtbaren Händen herabgezogen.

So ging das eine Reihe von Jahren, und der Bauer ward ein reicher Mann. Da geschah es eines Jahres, daß der Johannistag gerade auf einen Sonntag fiel, an dem eine große Hochzeit sein sollte, zu der der Bauer auch eingeladen war. Darüber vergaß er aber, dem Männlein seinen versprochenen

Lohn zu bringen. Erst am anderen Morgen dachte er daran. Wohl fiel ihm ein, was das Männlein gesagt hatte, und das Herz schlug ihm. „Ach was", dachte er, „das Männlein wird mir nicht böse sein, wenn ich ihm seinen Wecken und Taler einen Tag später bringe."

Er ging hinaus, legte Brot und Taler an die bestimmte Stelle. Als er aber am nächsten Sonntag kam, sein Wasser zu holen, lag beides noch unberührt an derselben Stelle. Niemand hatte es weggeholt. Er erschrak und wollte nun das Brünnlein aufschließen. Aber er fand den Schlüssel nicht. Er suchte und suchte. Er hatte ihn verloren und konnte ihn nicht wiederfinden, so sehr er auch suchte. Er rief des Männleins Namen. Niemand antwortete ihm, es war ihm nur, als ob jemand hinter einem Strauche kicherte. Sehen konnte er aber niemand. Da mußte er an die Worte des Männleins denken und wußte, daß er alles verscherzt hatte. Der Born blieb verschlossen bis auf den heutigen Tag.

Seit dieser Zeit aber heißt diese Stelle der Goldbach. Wenn nun ein Sonntagskind an einem Sonntage hier eine einzelne Schlüsselblume findet, dann hat es wieder den Schlüssel zu dem Wunderbrünnlein gefunden.

Woher die Forellen und Aale gekommen sind

Nach einer Aufzeichnung der Breitauer Schulchronik

Bei Breitau liegt eine Anhöhe, welche der Stein[3] heißt. Dort befindet sich eine Kalksteinhöhle, im Volksmund kurz „Steinhöhle" genannt. Die Sage erzählt, daß die Bewohner Breitaus im Dreißigjährigen Kriege hier vor den Grausamkeiten wilder Soldatenhorden Schutz gesucht haben, und daß sie der Ausgangspunkt eines unterirdischen Ganges von der Boyneburg her sei. Niemand hat bisher den Mut aufgebracht, tiefer in die Höhle einzudringen. Wie es aber einigen Jungen darin ergangen ist, welche vor vielen, vielen Jahren das Innere auskundschaften wollten, davon weiß die Breitauer Schulchronik etwas zu berichten.

Diese spielten einst am Stein und fanden bei dieser Gelegenheit den Eingang zur Steinhöhle. Das war ein feines Versteck. Einer kroch hinter dem anderen her, und so gelangten sie in das Innere der Höhle. Das war groß und geräumig, aber auch dunkel. Die Neugierde aber besiegte die Furcht vor der Finsternis, und so tappten sie, einer sich am anderen festhaltend, mutig in das Innere vor. Je weiter sie aber kamen, desto dunkler wurde es, und umsomehr wuchs auch wieder ihre Angst. Zuletzt mochten sie doch nicht mehr weiter. Also zurück! Aber o Schreck! Sie fanden den Ausgang nicht wieder. Sie tappten und suchten, weinten und schrien um Hilfe. Es half alles nichts. Sie waren gefangen.

Sie kamen in einen schmalen Gang. Neue Hoffnung, einen anderen Ausweg zu finden, überkam sie. Plötzlich stießen sie auf eine schwere eiserne Tür. Sie standen erst ein Weilchen davor, dann klopften sie — und krachend tat sie sich auf. Ein altes Männlein mit einem langen weißen Barte stand vor ihnen. Eine Zwergmütze hatte es auf und eine kleine Laterne in der Hand. „Wer stört unsere Ruhe im tiefen Schoß der Erde? Wer begehrt Einlaß ins Reich der Wichtel und Zwerge?" fragte es mit seiner hellen Stimme. Dabei wackelte es mit dem Kopfe und dem Bart. Die Kinder waren vor Schreck starr und verkrochen sich. Zuletzt aber faßten sie doch Zutrauen zu dem kleinen Alten, und der Beherzteste erzählte ihm schluchzend ihre Not.

„Kommt", sagte er nur und winkte mit der Hand. Langsam schritt er voran, scheu folgten die Kinder. Dabei hielten sie sich gegenseitig an den Rockschößen fest.

Sie kamen in einen hohen, geräumigen Saal. Der war hell erleuchtet und prächtig geschmückt. An der Decke hingen lange Zapfen, die im Lichtschein glitzerten und funkelten. Glashelle Perlen rannen von Zeit zu Zeit an ihnen herunter, die, wenn sie auf den Boden aufschlugen, mit einem feinen hellen Klang zersprangen. Und jedesmal hüpfte dann ein winziges Fischlein heraus, das hurtig von den Zwergkindern gefangen und in einen Becher getan wurde.

In der Ecke, neben dem Herde, saß die Zwergfrau. Das war ein gutes altes Mütterchen und war den Menschenkindern hold gesinnt. Als es die staunenden Jungen sah, rief es sie zu sich, gab ihnen die Hand, befühlte und streichelte sie, schenkte ihnen Perlen und glitzernde Steine und gab jedem von ihnen einen Schluck süßen Weines zu trinken. Darauf fielen die Kinder in einen tiefen Schlaf.

Lange behielt der Alte die Kinder bei sich in seiner unterirdischen Wohnung. Das Wunderbare und Neue, was in den Kammern und Stuben und Gängen im dunklen Schoß der Erde zu sehen war, ließ sie die Sehnsucht nach der Welt über der Erde und nach den Eltern vergessen. Aber bald bekamen die Jungen doch Heimweh, und sie baten den Alten, daß er sie wieder gehen lassen und ihnen den Weg nach Hause zeigen möge. „Ich hätte euch gern für immer bei mir behalten", so sagte er und wackelte dabei wieder mit dem Barte, „aber ich habe schon gesehen, daß ihr Heimweh habt und daß eure Eltern sich um euch grämen. Ich will euch nicht länger halten. Bevor ich euch jedoch nach oben führe, will ich euch etwas schenken." Dann ging er in die Ecke und holte den Becher mit den Fischlein, nahm eine goldene Nadel, stach sich damit in die Hand und ließ die Blutstropfen in den Becher fallen. Dann nahm er eine silberne Zwergschere, schnitt jedem Jungen ein paar Haare ab und tat sie auch in den Becher. Und siehe da, die Blutstropfen zerteilten sich und setzten sich an die Fischlein, und die Härlein wurden lebendig und schwammen als winzige Würmlein lustig im Wasser umher. Staunend sahen die Kinder zu.

„Diesen Becher", so fuhr nun der Alte fort, „gebe ich euch als Andenken mit. Es ist ein Glücksbecher, und ihr werdet später durch ihn reich und glücklich werden, so lange ihr die Tierlein darin pflegt und gut behandelt. Wer sich aber an den Fischlein mit den roten Tupfen vergreift, der wird vom Unglück verfolgt und bekommt rote Tupfen ins Gesicht. Und wer den lebendig gewordenen Härlein, die ganz schnell wachsen und groß werden, etwas antut, wird krank und bekommt Magenschmerzen. Nehmt den Becher fein in acht, bringt ihn euren Eltern und behandelt die Tierlein gut."

Die Kinder versprachen alles zu tun. Sie nahmen Abschied, der Alte steckte seine Laterne an, winkte und ging bedächtig voran. Die Eisentür tat sich wieder auf, und bald standen sie draußen vor dem Eingang der Höhle. Der Alte war plötzlich verschwunden. Nun waren sie wieder auf Gottes schöner Erde. Wie die Sonne so herrlich schien, die Blumen so bunt leuchteten, die Vöglein so lustig sangen! Und sie selbst? Wie sahen sie eigentlich aus? Sie kannten sich bald nicht wieder! Neue, wunderschöne Kleider hatten sie an, grüne Jacken mit Perlmutterknöpfen und blauen Hosen. Nur ihre Haare waren feuerrot geworden, das gefiel ihnen nicht. Und drunten lag auch ihr Dörflein Breitau.

Im Sturmwind liefen sie den Berg hinunter. Was Vater und Mutter sagen würden? Im Wiesengrund zwischen Erlen und Weiden floß das silberhelle Dorfbächlein. Sie standen davor und beschauten sich in seinem Wasserspiegel. Sie klaschten in die Hände, lachten und hüpften vor Freude. Dabei aber glitt der Junge, welcher den Glücksbecher trug, aus und fiel ins Wasser. Schnell zogen ihn die anderen heraus, aber — der Becher war leer. Fischlein und Würmlein tummelten sich jetzt im Wasser des Baches. Wohl griffen die Kinder hastig danach, um sie zu haschen. Aber nicht eines erwischten sie. Die Fischlein mit den roten Tupfen schossen blitzschnell davon und die Würmlein waren ganz plötzlich lang und dick und so glatt geworden, daß sie ihnen jedesmal wieder aus der Hand rutschten.

Da standen die Jungen ganz traurig mit ihrem leeren Glücksbecher. Einer riet, nochmals in die Höhle zu dem guten Alten zu gehen und ihn um neue Fischlein und Würmlein zu bitten. Sie stiegen den Berg hinauf und kamen an die eiserne Tür, klopften wieder und erzählten dem alten Zwerg ihr Mißgeschick. Der wackelte wieder mit den Kopf und dem Barte, machte ein böses Gesicht und ließ die Kinder nicht wieder fort, weil sie ungehorsam gewesen waren.

Die Eltern der Kinder grämten sich lange, weil ihre Kinder spurlos verschwunden waren und nimmer wiederkehrten. Sie glaubten, Zigeuner hätten sie mitgenommen. Die Fischlein im Wasser mit den roten Tupfen aber hätten es ihnen sagen können. Die wuchsen und wurden bald große Fische. Die Menschen sahen sie im klaren Wasser des Bächleins, fingen und aßen sie, weil sie so gut schmeckten. Die Warnung des alten Zwerges aber kannten sie nicht und so kommt es, daß die Fänger dieser Fischlein weder reich noch glücklich, dahingegen aber sommerfleckig wurden. Die anderen Tierlein vermehrten sich auch sehr schnell. Jedoch selbst die gelehrten Männer, die Brillen tragen, wissen heute noch nicht, woher sie kommen, denn diejenigen, welche das Geheimnis hätten sagen können, sind heute noch bei dem alten Zwerg in der Steinhöhle zu Breitau.

Der Schatz in der Stückshecke

In der Stückshecke bei Braunhausen fanden einst rodende Bauern einen Kessel mit Gold, der dort vergraben ist. Sie begaben sich ans Ausgraben. Einer, der schon einmal geholfen hatte, belehrte die anderen Gehilfen, daß niemand bei der Arbeit ein Wort sprechen dürfe. Nach vieler Mühe hatten sie den Schatz bis an die Oberfläche gebracht. Mit einem letzten Hub sollte der kostbare Kessel herausgehoben werden. Dabei entwischte einem der Arbeitenden ein „Hoppla", und mit gewaltigem Krachen sank der Kessel wieder in die Tiefe. Seit der Zeit hat noch niemand den Schatz wieder gefunden.

Der ewige Bauer im Vockerodsgraben [4]

Hinterm Bühl bei Braunhausen, dessen Inneres heute Schwerspat liefert, liegt der Vockerodsgraben. Dort soll früher das Dorf Vockerode gelegen haben. Ein Bauer dieses Dorfes fuhr einst mit seinem Gespann an dem Rand des Grabens entlang. Gedankenlos ließ er die Tiere dem Graben zu nahe kommen. Als er es bemerkte, wollte er die Tiere mit einem kräftigen Fluch zurückholen, aber es war schon zu spät. Pferde und Wagen stürzten den

steilen Abhang hinab. Zerschmettert lagen alle im Graben. Noch heute soll man die Ketten des Wagens rasseln hören, und der Geist des Bauern soll noch immer in jenem Graben umgehen.

Die Sage vom Geldloch

Es war im Dreißigjährigen Kriege. Der kaiserliche General Götz brandschatzte mit seinen zuchtlosen Truppen das Amt Rotenburg. Nach Blankenheim kam ein Trupp wilder Kroaten, welche nach Herzenslust plünderten und raubten. In ihrer großen Not suchten die geängstigten Einwohner Blankenheims nach einem Mittel, wie sie doch wenigstens etwas ihrer wertvollsten Güter vor den Augen dieser beutegierigen Gesellen verbergen könnten. Heimlich trugen sie ihre Schätze herbei und legten sie in einen großen eisernen Kessel, den sie dann in tiefer Nacht an einer verborgene Waldecke am Nickbach[5] schleppten. Dort gruben sie ein tiefes Loch und versenkten den Kessel hinein.

Nach vielen Jahren — der Krieg war längst beendet und eine ziemliche Sicherheit im Lande wieder hergestellt — erinnerten sich die Einwohner Blankenheims ihrer verborgenen Habe. In der Nacht und unter tiefstem Schweigen sollte der Kessel gehoben werden. So hatte ihnen ein kluger Mann geraten. —

Die verabredete Nachtstunde ist gekommen. Tiefe Dunkelheit liegt über Wald und Feld. Nur zwei Fackeln geben eine spärliche Helle und werfen ihren gespenstischen Schein über die bedeutungsvolle Stelle. Rüstige Männerarme graben und hacken und lösen sich ab. Endlich, nach langer, mühevoller Arbeit blinkt es in der Tiefe. Ein Freudenschimmer gleitet über ihre in Schweiß gebadeten Gesichter. Ein rasches, fröhliches Rascheln der Ketten, und ihre Haken ergreifen den Bügel des Kessels, der langsam sich höher und höher hebt. Erwartungsvolle, freudestrahlende Augen empfangen ihn am Grubenrand. Da pressen sich aus einem übervollen Herzen die Worte: „Nur noch einen Ruck!" Ein dumpfes Krachen, und der Kessel saust wieder hinab in eine unerreichbare Tiefe, und höhnisches Kichern der Erdgeister dringt von unten herauf an das Ohr der vor Schreck erstarrten Schatzgräber, die mit eiligen Schritten den Heimweg antreten. Eine Vertiefung im Walde heißt heute noch „Das Geldloch".

Der letzte Hochhäuser

Dort, wo der Ringgau mit seinen kahlen Hochflächen, seinen engen Tälern und Schluchten nach den Bergen Thüringens und des Eichsfeldes hinübergrüßt, dort wo die rauhen Ost- und Nordwinde die Ruinen der Boyneburg umbrausen und hinter Hecken und Dornbüschen der letzte Schnee noch wochenlang den Angriffen der Frühlingssonne standhält, wenn schon in den Tälern der Werra und Fulda, der Ulfe und der Netra, der Lenz auf leisen Sohlen seinen Einzug gehalten hat und Felder und Wiesen mit frischem, zarten Grün bedeckt, lag noch um das Jahr 1500 ein kleines, einsames, „lebensmüdes" und langsam zerfallendes Dörflein mit Namen „Hochhausen"[6]. Fränkische Kolonisten, die hier um das Jahr 900 als Ansiedler vordrangen und die Thüringer allmählich, aber unaufhaltsam in die Berge des Thüringerwaldes zurückdrängten, haben das Dörflein gebaut, seine Gemarkung urbar gemacht und ihm den Namen Hochhausen gegeben. Schon der Name deutet an, daß Hochhausen auf luftiger Höhe lag und

man von oben herab auf die Täler und Felder der anderen Dörfer schaute. Etwa eine knappe Wegstunde entfernt erhob sich damals die stattliche Boyneburg, die im Volksmunde „Bäumewerk" genannt wird. In den Kämpfen zwischen Franken und Thüringern, Chatten und Hermunduren hat die Boyneburg lange Jahre eine wichtige Rolle gespielt, und mancher Ritter und Fürst, selbst Könige und Kaiser, haben in ihren Mauern gewohnt. Rings um die Boyneburg herum entstanden zahlreiche fränkische Siedlungen, die teilweise heute noch blühen, wie Wichmannshausen, Krauthausen, Unhausen, Herleshausen, Willershausen, Rittmannshausen, Archfeld, Altefeld, Breitzbach, Lüderbach, teilweise auch wieder verschwunden und eingegangen sind, wie Rittershausen, Schickeberg, Beierode, Brünicherode, Gliemerode und viele andere. Auch Hochhausen ist verschwunden, aber die Stätte, wo es einst gestanden hat, ist heute noch den Bewohnern der Umgegend wohlbekannt. Schon um das Jahr 1400 war Hochhausen kaum noch lebensfähig. Es bestand noch aus einigen Häusern, die schon recht altersschwach und verfallen aussahen. Auch ein Kirchlein schmückte das Dorf, und das kleine Glöcklein auf dem Dache klang und sang noch sein Morgen- und sein Abendlied zum Preise Gottes. Schon zeigten sich überall Spuren des Alters und der Schwäche, und man hatte das Gefühl, daß ein starker Sturm des Dorfes Lebenslicht ausblasen könne. Seine Lage auf rauher, unfruchtbarer Höhe, sein Mangel an frischem Quellwasser, seine kleine Flur, die zwischen den großen Gemarkungen von Renda und Grandenborn eingezwängt dalag, das alles war dazu angetan, daß man zum Sterben noch zuviel, zum Leben aber zu wenig besaß. Der Nahrungsspielraum war zu eng, und wenn gar die kalten Frühlingswinde die Saaten verderben und der regenarme Sommer die Triften und Fluren ausdörren ließen, dann mußte man manchmal am Hungertuch nagen und sich schlecht und recht durchs Leben schlagen. Doch zäh wie der Ringgauer seit jeher ist, hielt man fest an der Heimat und wollte sich auch durch Armut und Not nicht von der ererbten Scholle vertreiben lassen. Immer wieder tröstete man sich in der Hoffnung auf bessere Zeiten und wartete in Geduld der Dinge, die da kommen sollten. —

Eine bessere Zeit schien in deutschen Landen anzubrechen, als jenseits der Thüringer Berge der Mönch Dr. Martin Luther, ein thüringischer Bauernsohn, sein Glaubens- und Hoffnungslied anstimmte und als wie auf Flügeln der Morgenröte seine neue Lehre von der Freiheit eines Christenmenschen sich ausbreitete. Da leuchtete auch der kleinen Hochhäuser Bauernschar das Licht der Hoffnung, und sie fingen an zu hoffen, daß nun auch für sie nach den vielen Tränensaaten eine Freudenernte beginnen und Tage der Freude und Freiheit anbrechen würden, wo sie frei von Druck und Sorge und Angst um das tägliche Brot leben könnten. Und als nun gar im Jahre 1525 drüben über den Wäldern Thüringens sich die Bauern zusammenscharten, um für eine bessere Zukunft zu streiten und zu siegen, da fühlten die Hochhäuser das Herz höher schlagen und waren bewegt und erregt über all das, was die Kunde und das Gerücht von drüben zu ihnen herübertrug. Und als nun gar eines Tages heimliche Boten herüberkamen und ihnen zuriefen: „Brüder, Bauern, schließt euch unseren Reihen an, kommt zu uns und helft uns kämpfen für Freiheit und Brot, für Recht und Gerechtigkeit in der Welt," da loderte der glimmende Funke in einem Feuer der Begeisterung auf und ließ sie alles vergessen, was man ihnen warnend zurief. Sie glaubten an den Stern ihres Propheten Thomas Münzer und an die flammenden Worte der ande-

ren Bauernführer und waren bereit, seinen Scharen zu folgen. Schnell verkaufte man einen Teil der fahrenden Habe, um Geld für Rüstung und Kleider, für Waffen und Schwerter zu bekommen. Dann nahmen sie Weib und Kind und zogen bei Nacht und Nebel über die Berge des Ringgau nach Thüringen, wo die Bauernbewegung schon die größte Ausdehnung genommen hatte. Dort sind die Hochhäuser Bauern im Strudel des Bauernkrieges untergegangen wie viele ihrer Zeit- und Leidensgenossen. Wie eine Springflut hatte auch sie der Rausch der Freiheit ergriffen und in einem Strome von Blut und Entsetzen, Not und Tod untersinken lassen. Ihr näheres Schicksal ist uns nicht bekannt, aber die Geschichte meldet, daß sie der Bauernkrieg verschlungen hat und daß dieser Wettersturm, der damals Deutschland durchtobte, das Lebenslicht des Dorfes Hochhausen ausgeblasen hat.

Nur einer blieb zurück mit seiner kleinen Herde Schafe, der alte, graue Dorfhirt, der keinen Spieß und kein Schwert mehr tragen konnte. Mit seinem treuen Hunde hütete er seine Schafe und wartete Tag und Tag auf die Rückkehr seiner Dorfgenossen. Keiner kehrte zurück. Einsam und allein blieb der Hirte bei seinen Schafen, die er nicht verlassen wollte. Noch hauste er einige Jahre in seinem kleinen Hirtenhause und wartete auf sein Ende. Leer standen die Häuser des Dorfes und verfielen immer mehr. Unheimlich lagen sie da und Grausen ergriff den Wanderer, der seinen Fuß in das untersinkende Dorf setzte. Bald nisteten die Vögel des Himmels in den Bauernstuben, und Ratten und Mäuse übten ihr Zerstörungswerk. Wohl blühten noch im Frühling in den öden Gärten einige Bäume und Blumen, aber unaufhaltsam fraß die Zerstörung um sich. Wo Menschenhand gearbeitet hatte und der Menschen Fuß geschritten war, wo Menschenstimmen erklungen und Menschenworte gesprochen waren, da herrschte jetzt Stille, Totenstille, das Grauen der Verlassenheit. Nur der alte Hirte blieb als Lebendiger an der Stätte des Verfallens, und sein treuer Hund folgte ihm auf Schritt und Tritt. Alt und lebensmüde sank er abends auf seine Ruhestätte, behütet und bewacht von der Treue seines Hundes. Solange er noch bei Kräften war, ging er morgens und abends hinüber in das kleine Kirchlein, das baufällig auf der Dorfhöhe stand, und läutete das Glöcklein, das wimmernd und klagend seine Stimme erschallen und den Nachbardörfern Renda, Grandenborn und Ulfen seine Totenklage hören ließ. —

Als man in Grandenborn schon einen oder zwei Tage das Glöcklein nicht mehr gehört hatte, ahnte man, daß in Hochhausen etwas Besonderes geschehen sein mußte. Man ging hinüber und fand den Hirten tot auf seinem Lager. Zu seinem Haupte saß frierend, hungernd, zitternd das treue Tier, und draußen blökten angstvoll die Schafe nach ihrem Hirten. Man trieb die Schafe nach Grandenborn, der Hund aber ließ sich trotz Locken und guter Worte nicht bewegen, sein Wächteramt an dem Totenlager aufzugeben. Am anderen Mittag begrub man den letzten Hochhäuser auf dem Friedhof, der nun für immer geschlossen wurde. Der Pfarrer von Grandenborn sprach zu den wenigen Leuten, die das letzte Grab von Hochhausen umstanden, über die Worte vom „guten Hirten". Er schloß seine Leichenrede mit den Worten: „Nun verlassen wir diese Stätte, wo wir den letzten Hochhäuser begraben haben. Wo einst ein Dorf mit lebenden Menschen gestanden hat, da wird ein Platz sein, wo die Zerstörung, der Verfall, der Untergang ist. Ja, die Welt vergeht mit ihrer Lust. Wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit!" — So begrub man den letzten

Toten von Hochhausen. Hier könnte unsere Geschichte enden. Aber es sei noch ein rührender Nachtrag angeschlossen! Noch nach Wochen und Monaten lag der treue Hund auf seines Hirten Grab und verließ es nur, um seinen Hunger und Durst zu stillen. Dann starb auch er, der, ein unvernünftiges Tier, doch eine hohe Eigenschaft besaß — die Treue! So hat noch zuletzt im Untergange über Hochhausen die Treue gewacht, und daum ist für uns dieses Dorfes Schicksal besonders herzergreifend.

Wer heute von Grandenborn nach Renda geht und statt der Landstraße den Fußweg abseits benutzt, dessen Fuß schreitet an der Stätte vorüber, wo Hochhausen lag. Man sieht kein Haus und keine Mauer mehr. Auch das Kirchlein ist längst verschwunden. Es hat am längsten dagestanden, als ein stummer Zeuge der Vergangenheit. Noch lange, so erzählen sich die Ringgauer, sei am Abend das Glöcklein vom Winde bewegt erklungen, bis es im Jahre 1626 die Kroaten geholt und eingeschmolzen hätten, als sie die Boyneburg belagerten und Grandenborn und Renda verwüsteten. Auch geht noch heute die Sage durchs Land, daß der Wanderer, der in mitternächtlicher Stunde dort vorübergehe, ganz fein und klagend einen Glockenton vernehme und einen wimmernden Ton höre wie das leise Gebell eines Hundes. — So soll auch der Sage nach der letzte Einwohner und Hirte von Hochhausen und sein treuer Hund unvergessen bleiben.

Gottes Gericht im Süllingswald

Der Schäfer und ein Bauer eines sächsischen[7] Dorfes bei Gerstungen waren in Streit geraten. Die Ursache war klein, aber der Grimm und der Haß um so größer. Wenn einer den andern sah, dann fing es mit bösen Worten, Fluchen und Schimpfreden an und hörte meistens mit einer blutigen Rauferei auf. Sie scheuten sich auch nicht davor, sich gegenseitig mit dem Tode zu drohen. Sie brachten das ganze Dorf in Aufregung. Die Nachbarn nahmen sich der Sache an, redeten und rieten zum Frieden. Aber es half alles nichts. Ihre Mahnungen und Warnungen bewirkten gerade das Gegenteil. Der Haß und die Mordlust der Streitenden wurde nur noch größer und grimmiger.

Der Schäfer war ein handfester, starker Mann. Er hatte einen eisenbeschlagenen Schäferstab und seine beiden bissigen Hunde stets bei sich. Der Bauer hütete sich, ihn anzupacken. Er wurde deshalb vom Schäfer, weil dieser sich stark fühlte, arg verhöhnt, und mehr als einmal bekam er des Schäfers Stab auf seinem Rücken zu fühlen.

Da geschah es, daß der Bauer im Walde einen verlorenen Jägerspieß fand, und nun wurde aus der Mordlust die Mordtat. Als in der nächsten Nacht der Schäfer in seiner Hütte schlief, — die Schäferhütten waren damals noch nicht so gebaut wie heute, sondern an den Seiten offen, — da schlich der Bauer so geräuschlos hinzu, daß er zugleich mit dem ersten Anschlagen der Hunde den Schäfer durch und durch stach.

Jedermann hatte nun den Bauer wegen dieser heimtückischen Mordtat in Verdacht. Er war auch seit der Nacht spurlos verschwunden. „Ihr sollt mich nicht fangen", hatte er gedacht und war ins Hessische hinübergegangen, wohin er nur ein paar Schritte hatte. Acht Tage lang hielt er sich in einem Dörfchen des Süllingswaldes verborgen. Aber die Angst trieb ihn fort, obwohl er nicht recht wußte, warum und wohin.

Auf den einsamen Waldpfaden des Süllingswaldes schlich er umher und erschrak, wenn die Blätter rauschten und der Wind die Wipfel der Bäume schüttelte. Wenn ein Rabe schrie, so war es ihm, als höre er die Totenvögel am Hochgerichte krächzen und ihm zurufen: „Aufs Rad! Aufs Rad!" Und doch war er der menschlichen Gerechtigkeit entgangen. Wer wollte ihn in Hessen und hier im tiefen Walde suchen? Vor wem fürchtete er sich denn?

Da tönt der Schall eines Jägerhornes laut und gellend ihm ins Ohr. Noch ein Horn wird laut und noch eins und ein viertes und fünftes. Um ihn herum erhebt sich ein schallendes Rufen, ein Hetzen und Bellen der Hunde. „Dich wollen sie fangen", denkt er und rennt wie verzweifelt in den Wald hinein. Aus dem Dickicht, von Hunden verfolgt, bricht ein mächtiges, hauendes Wildschwein und rennt gerade auf den Mörder los. Er will ausweichen, aber er kann nicht. Seine Füße sind ihm wie an den Boden gewachsen. Das Schwein stürzt sich auf ihn und zerfleischt ihn gräßlich.

So findet ihn der Landgraf Philipp, welcher eben hier eine Jagd abhielt und dicht hinter der Sau her war. Er läßt den tödlich Verletzten aufheben, verbinden und nach Hersfeld bringen. Dort gestand er, was er getan hatte. Als das Schwein auf ihn losgerannt sei, habe er den ermordeten Schäfer leibhaftig mit zornigem Gesicht und bewehrt und gewappnet auf ihn losstürzen sehen.

Des anderen Tags starb er. „Unseres Herrgotts Arm ist gar lang", waren seine letzten Worte.

Die Glocke der „Weißen Kirch"

Wenn man von Solz über den Dammerschen Berg nach Nentershausen geht, kommt man, nach Überschreitung der Gemarkungsgrenze, in ein liebliches Waldtälchen. Zu beiden Seiten steigt der Hochwald empor. Hier und da leuchtet ein rotsandiger Acker hindurch, der von weißleuchtendem Schwerspatgestein wie getupft aussieht. Hier lag der Sage nach bis zum 30jährigen Krieg das Dorf Marthlingerode[8]. Es wurde dann wüst. Im Volksmund heißt heute die Feldflur „Weiße Kirch".

Lange waren die Stürme des großen Krieges verrauscht. Die Bevölkerung war von ihren Irrfahrten nach Thüringen zurückgekehrt. Allmählich lernte der Bauer wieder, den Acker zu bestellen. Allmählich erntete er auch wieder genug, um genügend Saatkorn auszustreuen.

Als eines Tages ein Bauer über die Ruinen der Weißen Kirch ackerte, blieb sein Pflug plötzlich an einem harten Gegenstand hängen, und durch die Erde ging ein Summen und Klingen. Neugierig hackte er nach und fand in der Erde zwischen Steinen und Überresten der alten Kirche die Glocke von der Weißen Kirch.

Zwischen Solz und Nentershausen entspann sich nun ein erbitterter Streit, wer der Eigentümer der Glocke sei. Der Finder war nämlich von Solz, der Grund und Boden aber gehörte nach Nentershausen. Schließlich einigte man sich auf folgende Weise:

Aus dem Schacht „Schnepfenbusch" holte man einen blinden Schimmel und spannte ihn vor den Wagen, auf den man die Glocke gelegt hatte. Wohin er sie nun zog, der Ort sollte Eigentümer werden.

Der Schimmel zog an und — wandte sich nach Solz. Die Solzer rieben sich die Hände. Aber bald drehte er ab und nahm seinen Weg nach Nentershausen.

Diese Glocke läutet noch heute vom Nentershäuser Turm und schickt alltäglich ihre Grüße hinauf ins Tal zur „Weißen Kirch".

Von der Kirche auf dem Kirchberg zwischen Nentershausen und Weißenhasel erzählt man sich dieselbe Geschichte, desgl. in Asmushausen und Rautenhausen die Sage von der Glocke zu Sigels [9].

Wie das Dorf Machtlos entstanden ist

Vor einigen Jahrhunderten hausten in der waldigen Gegend, in deren Mittelpunkt heute Machtlos liegt, die Landplacker [10]. Mit Plünderung, Raub und Gefährdung des Nächsten Leben brachten sie die Bewohner des Landes oft zur hellen Verzweiflung. Eines Tages fiel dem Gesindel einer vom Adel, der in der Nachbarschaft wohnte, in die Hände. Sie schleppten ihn in den Wald, banden ihn an einen Baum, um ihm ein Stück Geldes abzuzwingen. Dem in höchster Gefahr schwebenden Adligen wurde aber durch eine ahnungslos durch den Wald kommende Schar Bauern Hilfe zuteil. Schnurstracks liefen die Landplacker davon ins Dickicht. Der Angebundene rief laut: „Macht los! Macht los!" Die Bauern hörten das Rufen, dachten auch gleich an eine neue Schandtat der Wegelagerer und befreiten den Gepeinigten. Als Dank für die Hilfe wurde den Bauersleuten die Ausrottung des Gebüsches und das Anlegen einer Kolonie bewilligt, die sie zum Andenken an das Geschehene „Machtlos" nannten.

Der Volksmund weiß noch eine andere Erklärung des Ortsnamens, die als Hintergrund eine geschichtliche Tatsache hat. In sehr frühen Zeiten war die Kirche von Machtlos, genau so wie heute eine Filiale der Kirche zu Iba. Die Machtloser aber drängten nach Selbständigkeit, die „machten sich los" und nannten deshalb ihren Ort Machtlos. Ob Unzufriedenheit oder kirchliche Streitigkeiten die Veranlassung dazu gaben, steht nicht fest. Das Jahr der Trennung (1525) legt auch die Vermutung nahe, daß es sich hierbei um Auswirkungen des Bauernkrieges handelt. Jedenfalls hatte diese Trennung eine erbitterte Feindschaft beider Dörfer zur Folge. In der Chronik ist darüber folgendes zu lesen:

„Von alten Zeiten her war Iba eine Mutter dreier Töchter, nämlich der Kirche zu Gilfershausen, Imshausen und Machtlos. Das letzte führt den Namen mit der Tat, denn es hat sich auch mit seiner Kirche losgemacht und dem Kirchspiel Nentershausen einverleibt, anno 1525 [11]. Sothane Trennung erweckte zwischen beiden Gemeinden Iba und Machtlos eine ungemeine erbitterte Feindschaft bis auf Kindeskinder, so daß von anno 1525 bis anno 1625, in also hundert Jahr, keiner aus der anderen Gemeinde heiratete, ja was mehr? keiner dem anderen binnen solcher Zeit über die Hausschwelle treten durfte."

Was die Feinschaft zwischen beiden Dörfern bedeutet, mit welcher Hartnäckigkeit und Ausdauer der Streit von jung und alt geführt wurde, ist bei der Starrköpfigkeit der Streitenden heute kaum auszudenken und wohl kaum noch möglich. Die Zeit heilt aber alles, und schließlich hat auch dieser Streit, auch wenn er über hundert und mehr Jahre gedauert hat, einmal sein Ende gefunden; denn heute stehen beide Gemeinden in bestem Einvernehmen und ab und zu läßt sich ein Ibaer Familienvater ganz gern einmal vom „Mochtelschen Goahns bis" (Machtloser Gänserich beißen), was so viel als „einen über den Durst trinken" bedeutet.

Anmerkungen:

1 Wappen = Das Stammwappen der Trotten besteht aus einem 2reihig geschachteten Sparren, während die Elster als Rabe zusätzlich zu dem Sparren in einem vierfach quadrierten Schild im Wappen der Freiherrn von Trott (1844 ausgestorben) erscheint.

2 Goldbach = 2 km SO von der Stadtmitte.

3 Stein = Waldgelände 750 m W Breitau.

4 Vockerodsgraben = 1 km O Braunhausen.

5 Nickbach = 1 km W Blankenheim.

6 Hochhausen = Wüstung 2 km S Grandenborn; 1457 belehnte der Abt von Hersfeld den Sittich von Holzheim mit dem Dorf Hochhausen, und 1527 ging dieses Lehen durch Kauf an Kaspar Trott, Amtmann zu Sontra, über.

7 Sächsisches Dorf = die heutige Zonengrenze bei Hönebach-Obersuhl war schon vor 250 Jahren die Grenze zwischen der Landgrafschaft Hessen-Kassel und dem Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach. Das Dorf jenseits dieser Grenze wird folglich als ein sächsisches Dorf bezeichnet.

8 Marthlingerode = Wüstung 1615, bei Schellhase; „Territorialgeschichte des Kreises Rotenburg ..." erwähnt.

9 Sigels = ehemaliges Dorf 2 km NW von Asmushausen, wo heute noch die Flur das „Sigelsche Feld" heißt. 1339 verpfändet das Kloster Johannisberg bei Hersfeld dem Kloster Cornberg seinen Zehnten zu Asmushausen und Sigels; 1538 ist es bereits wüst.

10 Landplacker = vom mittelhochdeutschen „plagen" in der Bedeutung „heimsuchen"; das sind Leute, die das Land und die Menschen plagen, heimsuchen.

11 Machtlos = heute Filial von Ronshausen.